



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kriegsführung im Mittelalter. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

löser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden.“

Was für Augen mag der alte Olympier gemacht haben, als er diesen Brief erhielt! Was sollte er darauf erwidern? — „Er hat nicht geschwiegen, er hat nicht gespottet, er hat nicht nachgegeben; aber er hat mit einer Art von Andacht in der Rückerinnerung des früheren Verhältnisses geantwortet, mit einer Liebe, einer Würde, einem freudigen Blick in die Zukunft — daß die ganze Welt, wenn sie diesen Briefwechsel mit verständiger, inniger Aufmerksamkeit liest, ihre Freude an dem herrlichen Manne haben muß, der so groß war — und dabei so gut.“ Mit diesen Worten hat schon 1839 Frau von Vinzer Goethes Erwiderung begleitet, und sie sind noch heute so schön als zutreffend. Die Antwort Goethes auf Auguste Stolbergs letzten Brief ist die Perle des ganzen vorliegenden Büchleins; allein um ihretwillen verdient es zur Hand genommen zu werden.

Auguste Stolberg überlebte Goethe um drei Jahre, erreichte also fast dasselbe Alter wie er; sie starb in Kiel zweiundachtzigjährig am 30. Juni 1835.

* * *



Kriegführung im Mittelalter.

1.

Aufgebot. — Goldverhältnisse. — Stärke und Zusammensetzung der Heere. — Fahnen. — Marschordnung. — Lagerleben. — Kriegsgesetze.



vor etwa Jahresfrist hatten wir die Freude, den ersten Theil des werthvollen Beitrags zur Culturgeschichte anzuzeigen, den Alwin Schulz in seiner Schilderung des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit geliefert hat, in welcher die Kreuzzüge spielten, der Kölner Dom in seinen Anfängen sich erhob und die Minnesinger blühten. Kürzlich ist der Abschluß des Werkes mit einem zweiten Bande erfolgt, der, während der erste uns die Fürsten und Ritter auf dem Culminationspunkte des Mittelalters nach ihrer friedlichen Seite zeigte, dieselben

uns nun in Waffen, beim Turnier und im Kriege schildert.*) Die Quellen, denen der Verfasser sein Material entnimmt, sind auch hier vorzüglich die Epen der damaligen Zeit und die Reste der plastischen und malerischen Kunstwerke, welche sie hervorbrachte, und welche die zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitte veranschaulichen. Wie wir beim Erscheinen des ersten Bandes die Leistung des Autors nicht besser charakterisiren zu können glaubten als durch Auszüge aus einigen seiner Capitel, die zu einem Bilde groupirt waren, so wollen wir auch diesmal in gleicher Weise verfahren.

Das Buch verbreitet sich im zweiten Theile zunächst über die Bewaffnung der mittelalterlichen Kriegersleute, dann über die Turniere, ferner über die Bräuche bei Fehden, Zweikämpfen und Gottesurtheilen, um sodann zu der Kriegführung in den Tagen der Kreuzfahrer überzugehen, einem Thema, auf welches eine Betrachtung der damaligen Schifffahrt folgt. Hierauf berichtet uns der Verfasser über die Angriffs- und Vertheidigungsmittel, die bei den Belagerungen jener Periode zur Anwendung kamen. Der letzte Abschnitt des Werkes handelt zuerst vom Alter, dem Tode und dem Begräbniß der Menschen, die es schildert, um darauf mit Blicken auf den Verfall des Ritterthums und der höfischen Kunst, sowie einem Gesamtbilde der höfischen Gesellschaft und ihres Verhältnisses zur Kunst zu schließen. Wir wählen zu unsern Auszügen den Abschnitt über die Kriegführung zu Lande und verweisen in Betreff des übrigen auf das Werk selbst, das wir als eine ebenso gründliche als geschmackvoll ausgeführte Arbeit nochmals bestens empfehlen.

War eine „Heerfahrt,“ d. h. ein Feldzug beschlossen, so wurde sie im Lande durch Boten ausgerufen, und die Lehnsträger, sowie die Behörden der zur Stellung von Truppen verpflichteten Städte erhielten brieflich den Befehl, sich zu rüsten und zu bestimmter Stunde auf dem Sammelplatze einzutreffen, wobei Ungehorsame und Säumige mit strengen Strafen bedroht waren. Genaue Verzeichnisse der zum Kriegsdienste verpflichteten erleichterten die Controle. Einen wesentlichen Theil des Heeres bildeten die Fußtruppen, die, an Zahl den Rittern weit überlegen, mit Bogen und Armbrüsten, Schleudern, Reulen und Lanzen ausgerüstet waren. Ueber die Art, wie diese Schaaren geübt und geschult wurden, wissen wir nichts bestimmtes. Die Städter hatten wohl Gelegenheit, sich im Dienste der Stadt Kenntniß des Waffenhandwerks anzueignen. Aber den Bauern war ja das Tragen von Waffen untersagt, und wie sollten sie, zum Kampfe aufgeboten, nun plötzlich die dazu erforderliche Geschicklichkeit besitzen? Zu Waltharts Zeit veranstalteten sie allerdings gleich den Rittern Turniere, aber es bleibt eine offene Frage, wie sie marschiren, Schritt halten, sich formiren und

*) Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Dr. Alwin Schulz. 2. Band mit 136 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel, 1880.

Schwenkungen machen lernten, was doch zu ihrer nützlichen Verwendung damals so gut erforderlich war wie heutzutage.

Das niedere Volk wurde nöthigenfalls zum Dienste gezwungen, aber auch besoldet; denn „gezwungener Dienst ist,“ wie es in „Dietrichs Flucht“ heißt, „nicht gut,“ und wenn eine Schlacht beginnen sollte, versprach der Fürst gewöhnlich nochmals Geld, um seine Leute anzufeuern. Auch die Ritter erhielten häufig Sold. Viele von ihnen, die jüngere Söhne waren und deshalb nur geringes Erbe zu erwarten hatten, meldeten sich, sobald Truppen geworben wurden, weil sie dabei nicht bloß hohen Sold, sondern bei Plünderungen Reichtum und schließlich in dem eroberten Lande ein einträgliches Leben gewinnen konnten. Selbst unter den Kreuzfahrern befanden sich, wenn dem Dichter des „Reinfried“ zu glauben ist, nur wenige, die sich dem Zuge aus religiösen Beweggründen angeschlossen. Der eine ging aus Abenteuerlust ins heilige Land, der andere, weil er die Welt sehen wollte, wieder andere trieb Ehrgeiz oder Langeweile oder das Verlangen, Gott zu dienen, dazu an; viele aber zogen mit, „um der Armseligkeit daheim zu entgehen und Geld und Gut zu erwerben.“ So kostete das Kriegsführen schon damals viel Geld. Als der Graf von Hennegau sich an dem fünfwöchentlichen Feldzuge betheiligte, den der Graf von Flandern im November 1181 gegen den König von Frankreich unternahm, betrugen die Kosten nach heutigem Geldwerthe 74000 Mark. Hundert Jahre später zahlte der englische König Heinrich I. jedem seiner Ritter nach jetzigem Gelde 15 Schillinge, der Knappe bekam ebensoviel, der Bogenschütz 2 Schillinge und 6 Pence.

Außerdem stellten sich bei Werbungen auch alte Kriegsknechte ein, die aus dem Kriegsdienste ihr alleiniges Gewerbe machten und für Lohn jedem folgten, der sie bezahlen konnte. Derartige Leute werden im ganzen Mittelalter häufig erwähnt. Dahin gehören die Tassurs, welche am ersten Kreuzzuge theilnahmen. Sie paßten nach Guibert von Nogent vorzüglich gut zu verwegenen Streichen und waren zur Bedienung der Maschinen, zum Fouragiren und zum Transport von Lasten geeignet. Geld zu besitzen gestattete ihnen ihr „König“ nicht, der sie deshalb bei Brücken und Engpässen visitierte und sie, falls er zwei Solidi bei ihnen fand, aus seiner Truppe austieß. Nach dem Romane „Godefried de Bouillon“ waren sie von den Sarazenen als Menschenfresser sehr gefürchtet. Als Waffen trugen sie Streitärte, Hellebarden, Keulen und Messer, oft aber auch bloß Holzspieße, deren Spitze am Feuer gehärtet war. Weiß Geistes Kinder sie waren, ersieht man daraus, daß sie, nachdem ihr König vor Damaskus gefallen, sich einen neuen wählten, der sich in den Wirthshäusern besondern Ruhm erworben hatte.

Als Ludwig VII. von Frankreich auf seinem Kreuzzuge abwesend war, bildeten sich große Räuberbanden, welche das Land plündernd und mordend durch-

zogen und auch in deutsches Gebiet einbrachen. Kaiser Friedrich I. verabredete mit seinem französischen Nachbar Maßregeln gegen sie, aber ohne Erfolg. Da nahmen die Fürsten diese Brabanzonen, Routiers oder Coteraux in ihren Sold, und das Uebel hörte insoweit auf, als diese Bösewichte jetzt nicht mehr auf eigne Faust raubten und würgten. Schon 1167 finden wir Brabanzonen beim deutschen Heere in Italien, sechs Jahre später hat Heinrich II. von England 20 000 derselben in seinem Heere, und wieder sechs Jahre nachher verheerte der Erzbischof Philipp von Köln mit solchen Miethlingen die Länder Heinrichs des Löwen. In derselben Zeit thaten sie der Papst Alexander III. und das dritte lateranische Concil in den Bann, aber trotzdem wurden sie immer wieder gemiethet, wie denn auch Richard Löwenherz sich ihrer bei seinen Kriegen bediente.

Zu derselben Art von Leuten zählten die Vidauz, die noch 1304 erwähnt werden, die Ribaldi, die Buhii, die Gelduni und die Turkopel, die letztern Mischlinge von türkischen Vätern und christlichen Müttern, die als Leichtbewaffnete in den Heeren der Templer und Johanniter kämpften.

Von einer Uniform war bei den Heeren des Mittelalters nicht die Rede. Es kam vor, daß ein Fürst die Ritter seines Haushalts kleidete, und so mögen dieselben im Kriege gleiche Waffenröcke getragen haben; eine gleichartige Ausrüstung der gesammten Truppenmacht aber dürfen wir nicht annehmen, vielmehr herrschte hier bunte Mannichfaltigkeit. Raum zu beantworten ist die Frage, wie die Krieger, die zu einem Heere gehörten, einander im Gefechte erkannt haben. Auch wie es um die Formation der Armeen stand, ist unklar. Es scheint indeß, daß sie in Schaaren von je 1000 Mann eingetheilt waren, und daß man eine solche Abtheilung mit dem Namen Legion bezeichnete. Ueber die Bewaffnung der Heere berichtet Schülz mit großer Ausführlichkeit.

Die Armeen, denen wir in der Epoche der Kreuzzüge begegnen, sind oft von sehr ansehnlicher Stärke. Die, welche dem Kaiser Friedrich I. bei seinem Zuge nach Syrien folgte, soll 90 000 Mann gezählt haben, und wenn damit nur die Ritter gemeint sind, so giebt das in der That eine gewaltige Streitmacht; denn man hat sich dann etwa zehnmal so viel Fußsoldaten hinzuzudenken. Konrad III. hatte in seinem Kreuzheere 70 000 Ritter, wobei die leichte Reiterei und die Infanterie nicht gerechnet sind. In dem Kriege, den Heinrich III. 1242 gegen Frankreich führte, bestand sein Heer aus 1600 Rittern, 20 000 Fußsoldaten und 700 Armbrustschützen. Bei großen Aufgeboten konnte der Graf von Hennegau 400 bis 700 Ritter und 60 000 Mann Infanterie ins Feld stellen. 1184 rückten der Graf von Flandern, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Löwen dem Grafen von Hennegau mit einer Armee entgegen, die 2200 Ritter, 1000 Panzerreiter und 100 000 Fußsoldaten zählte. Kaiser Otto IV.

befehlzte in der Schlacht bei Bouvines 1214 ein Heer von 1500 Rittern und 150 000 Mann Fußvolk, und hätte er noch einige Tage gewartet, so wären zu ihm, wie der Chronist Guilielmus de Rangiaco behauptet, noch 500 Ritter und „unzählige Infanterie“ gestoßen.

Der Höchstcommandirende, „Meister,“ „Houbetman“ oder „Leitaere“ betitelt, wurde von dem Fürsten ernannt, wenn derselbe sich den Oberbefehl nicht selbst vorbehielt. Zuweilen wurde jenem auch die große Schlacht- oder Sturmflagge anvertraut. Bei den Normannen, die England eroberten, blieb diese dem eigentlichen Handgemenge fern, bei den Deutschen dagegen wurde sie dem Heere vorangetragen. In der Schlacht auf dem Lechfelde ergreift sie König Otto der Große selbst. Neben ihr hatte man wohl für die einzelnen Armeecorps eigne Fahnen, doch hatten diese geringe Bedeutung. Um die Sturmflagge sammelte sich im Kampfgerüth immer von neuem das Heer; wurde sie von der einen Partei freiwillig gesenkt, so war es das Zeichen, daß man sich zu ergeben bereit war, warfen die Feinde das große Banner nieder, so flohen die Truppen, da sie ihren Halt verloren hatten. Diese Fahne war der Stolz und das Heiligthum der Soldaten, und so wird es den Mailändern sehr hart vorgekommen sein, als Kaiser Friedrich 1238 ihnen ihre Fahnen zu Füßen zu legen und sie dann zu verbrennen gebot. In späterer Zeit verbreitete sich die in Italien aufgekommene Sitte, die Fahne an einem Mastbaume, der sich auf einem von Ochsen gezogenen Wagen befand, mit sich zu führen, auch nach Norden. Otto IV. hatte in der Schlacht bei Bouvines auf seiner Standarte nicht das Reichswappen, sondern einen Drachen, das alte Wappenbild der Sachsen, das auch König Haralds Heerzeichen in der Schlacht bei Hastings gewesen war. Die Sturmflagge König Albrechts zeigte auf rothem Felde ein weißes Kreuz. Das Reichsbanner der Franzosen, die Drifflamme, bestand nur aus einem rothen Wimpel, während die Fahne des Königs ein blaues Seidentuch mit goldnen Lilien war.

Setzte sich das Heer in Bewegung, so war es in drei Abtheilungen gegliedert. Die erste derselben hatte Pioniere bei sich. Waiz leugnet, daß es damals diese Truppe schon gegeben habe, aber Schulz weist nach, daß dies in der That der Fall gewesen. Wilhelm der Erobrer hatte nach dem Roman de Rou bei seiner Landung an der englischen Küste „Zimmerleute bei sich, die große Keulen in den Händen hielten und Beile und Doppeläxte an der Seite hängen hatten.“ In der Erzählung des Ragewin heißt es: „Vorausgeschickt marschirten die Ritter mit den Wegarbeitern, welche die übeln Stellen der Straßen ausbessern und Hindernisse beseitigen sollten, damit nicht durch zu schwierigen Marsch das Heer ermüdet werde.“ Als im Frühling 1176 der Graf von Hennegau gegen Jacques de Avesnes zu Felde zog, „ließ er, damit sein Heer

durch den Hag von Avesnes leichter hindurchziehen konnte, denselben soweit aus-
hauen, daß hundert Mann in einer Front vorgehen konnten.“

Die Vorhut, zu der auch Schützenabtheilungen gehörten, marschirte etwa eine Meile vor dem Gros der Armee her. Das Letztere wurde von den Ritz-
tern mit ihren Knappen, den Fußtruppen, den Bagagewagen und Proviant-
colonnen sowie von dem Belagerungstrain gebildet. Die Maschinen des Letztern
waren auseinandergenommen und wurden stückweise auf Wagen, Packpferden,
Maulthieren und Eseln fortgeschafft. An Proviant führte man gewöhnlich Brot,
Wein, Fleisch, Hafer für die Pferde und Getreide, bisweilen auch Schlachtvieh
mit sich. So lange der Zug durch Freundesland ging, ergänzte man den Ab-
gang an Lebensmitteln durch Ankäufe. Sobald aber die Grenze des Feindes
überschritten war, lebte man von gewaltsamen Requisitionen. „Futerere“, d. h.
Fouriere, durchstreiften dann in Begleitung von Soldaten das Land, nahmen
den Bewohnern desselben alles Brauchbare weg und steckten häufig auch die
Dörfer sowie die offenen Städte in Brand. Eine eigenthümliche Erscheinung bei
den Heeren des Mittelalters war der Troß von Kaufleuten, Krämern, Aben-
teuern und Taugenichtsen, der sie begleitete, und zu dem eine große Menge
fahrender Weiber, käuflicher Dirnen, gehörte. Auch in den Kreuzfahrerheeren
mangelte es nicht an solchen Begleiterinnen; sie waren sogar militärisch orga-
nisiert und hatten eigne Fahnen. Selbst im Kreuzheere des heiligen Ludwig
lebten die Truppen in dieser Hinsicht nicht sehr musterhaft, obgleich der König
mit strengen Strafen gegen die Sünde einschritt. Den Schluß des Heereszuges
bildete die Nachhut, die, wie es scheint, zuweilen aus den fremden Söldnern
bestand.

Schwer zu ermitteln ist, wie weit man damals an einem Tage marschiren
konnte. Nach Odo de Diogilo hätte ein Kreuzfahrerheer einmal in 17 Tagen
den Marsch von Metz bis an die ungarische Grenze zurückgelegt. Das wären,
da der Weg über Worms, Würzburg, Regensburg, Passau und Wien ging, un-
gefähr 53 Kilometer täglich; eine solche Marschirfähigkeit wird jedoch billig be-
zweifelt werden können.

Nach dem Einrücken in Feindesland ging man mit größter Vorsicht zu
Werke. „Unter keinen Umständen“, sagt Megidius Colonna in seiner Schrift *De
regimine principum*, „darf das Heer auf einer Straße vorrücken, auf der es
von Hinterhalten Schaden nehmen könnte, wenn der Führer nicht die Beschaf-
fenheit der Wege, die Berge, Flüsse und was sonst auf dem Marsche vorkommt,
verzeichnet oder abgemalt (also Landkarten?) bei sich hat. Die zweite Vor-
sicht ist, daß der Befehlshaber, auch wenn er die Straße und ihre Beschaffen-
heit verzeichnet und abgemalt bei sich hat, Führer miethet, welche dieser Wege
kundig sind . . . Damit dieselben jedoch nicht auf Täuschung finnen, muß er

ihnen eine gute Wache begeben.“ Nach den weitem Rathschlägen des kriegs-
erfahrenen Cardinals hat sich der Heerführer mit einem Kriegsrathe zu umgeben.
Sodann müssen den Gegnern die Straßen unbekannt bleiben, welche die Armee
einzuschlagen beabsichtigt. Ferner muß man „in jedem Schlachthausen einige
sehr treue und sehr tüchtige Reiter haben, die auf schnellen und starken Rossen
vorn und hinten, rechts und links streifen und Hinterhalte entdecken.“ Die zu-
verlässigern Ritter und die am meisten kriegstüchtigen Fußsoldaten sollen stets
in dem Theile des Heeres ihren Platz erhalten, dem die größere Gefahr droht.
Das Heer soll nicht ohne Fühlung (mit Vücken) einherziehen; denn wenn die
Schlachtreihe unterbrochen ist, wird sie leichter bekämpft. Endlich „ist zu über-
legen, worin die Streitmacht besonders stark ist, ob man mehr Infanterie oder
mehr Cavallerie besitzt. Reiter vertheidigen sich nämlich besser in freiem Felde,
Fußtruppen dagegen in bergigem und walbigem Terrain. Je nachdem daher
der Feldherr sieht, daß sein Heer Ueberfluß an Reiterei oder an Fußvolk hat,
wird er breite Straßen in der Ebene oder bergige, walbige Wege wählen und
das andere nach bester Erkenntniß besorgen.“ Die leichte Reiterei, deren Nütz-
lichkeit hier hervorgehoben wird, versah auch den Dienst von *Claireurs*, wie
unsere *Ulanen* im letzten Kriege mit Frankreich. Diese *Recognoscirungs-Deta-
chements* werden im Lohengrin „*Vorriter*,“ von andern deutschen Dichtungen
der damaligen Zeit „*Wartliute*,“ von den altfranzösischen *Poeten* aber *coureurs*
und *découvreurs* genannt. Neben ihnen hatte man selbstverständlich auch *Spione*.

Sobald man Halt machte, um die Nacht über zu ruhen, wurde ein Lager
aufgeschlagen, das man, wenn ein Angriff zu befürchten stand, mit Wall und
Graben befestigte. Die Lager hatten meist runde oder viereckige Gestalt. „Denn,“
sagt *Ragwin*, „die Menge der Schmiede und Handwerker und die Schaar der
Kaufleute, die dem Heere folgt, bildet mit ihren Zelten und Werkstätten, wenn
das Lager viereckig ist, eine Art Vorstadt, und wenn dasselbe rund ist, stehen
dieselben außerhalb des Walles. Innen ist das Lager passend in einzelne
Quartiere getheilt. Sie legen Straßen und Thore an, die für Zugthiere leicht
zugänglich sind ... In der Mitte befindet sich das Zelt des Feldherrn oder
des Fürsten, das einem Tempel gleicht, und rings herum stehen die Zelte der
Befehlshaber und der Vornehmen in der Reihenfolge, die denselben gebührt.
Die Ritter mit ihren Waffen leben in Zeltgenossenschaften angenehm und heiter,
und üben sich, gleichsam bereit zur Schlacht, während Ruhe und Frieden herr-
schen, in den Waffen.“

Die Zelte der Fürsten waren außerordentlich groß und prachtvoll. Von
demjenigen des *Corbahan*, welches von den Kreuzfahrern erbeutet wurde, sagt
Albertus Aguenfis: „Es war wie eine Stadt mit Mauern und Thürmen aus
buntfarbigen Seidenstoffen erbaut, in den zu ihm gehörigen Gassen fanden zwei-

tausend Personen Platz.“ Heinrich II. von England schenkte dem Kaiser Friedrich I. ein Zelt, welches mehr als fünf Soche Landes bedeckte. Noch größer und kostbarer war das, welches der Sultan von Babylon 1232 dem Kaiser Friedrich II. übersandte; es enthielt u. a. eine kunstreiche Uhr und kostete 20 000 Mark (800 000 jetzige Reichsmark) gekostet haben. Ludwig der Heilige verehrte dem Tatarenchan ein Zelt in Gestalt einer Kapelle, welches aus seinem Scharlachtuch angefertigt war, und in welchem der König, „um zu sehen, ob er jenen zum christlichen Glauben bekehren könne,“ religiöse Bilder, z. B. die Verkündigung der Jungfrau Maria, anzubringen befohlen hatte. Um diese Staatszelte der mittelalterlichen Feldlager lief ein Hof (Hinf), der mit Seilen eingeeht oder auch dadurch gegen die Neugier abgeschlossen war, daß man ringsum an Pfosten Lächer aufgespannt hatte, die man durch Auflegung von Borten verbunden. In den Hinf führten Thore mit Gittern, an denen Inschriften angebracht waren.

Die Sicherheit des Lagers wurde bisweilen noch dadurch erhöht, daß man durch Aufstellung des Fahrparcs auf den Wällen eine Art Wagenburg schuf. In manchen Fällen schützte man sich wenigstens durch einen Verbau gegen die Angriffe von Reiterei.

Schwer war es, in einer aus sehr verschiedenen Elementen zusammengewürfelten Truppenmacht den Frieden und die Disciplin aufrecht zu erhalten. Zumal die Kreuzfahrer hatten Grund, wirksame Mittel gegen Unfug zu ergreifen, und so wurden in der Regel Kriegsartikel verkündigt und beschworen, deren Verletzung mit drakonischen Strafen bedroht war. Schulz führt deren eine Anzahl an. Wir erwähnen davon zunächst nur einiges aus dem Edicte, das Kaiser Friedrich I. im Jahre 1154 erließ.

Weder ein Ritter noch ein Soldat sollte sich unterfangen, einen Streit zu beginnen. Hatte einer Händel bekommen, so durfte keiner der beiden Gegner den Lagerruf (die Parole seines Corps) ausstoßen, um seine Kameraden nicht aufzuregen. Niemand durfte ferner bei einem Streite mit Waffen herbeieilen, um ihn zu schlichten, nur der Schild und ein Knüttel waren gestattet. Wer den Lagerruf bei solchen Gelegenheiten hören ließ, verlor, wenn er Ritter war, seine Rüstung und wurde aus dem Lager verbannt, wenn er ein Knecht war, schor man ihm die Haare ab, prügelte ihn und brandmarkte ihn auf den Rücken. Wer jemand verwundet hatte und dessen durch zwei glaubwürdige Zeugen überwiesen wurde, verlor die Hand. Ein überführter Mörder oder Todtschläger verfiel der Todesstrafe. „Der Ritter, welcher einen Kaufmann beraubt, soll das Genommene doppelt wiedererstattet und schwören, daß er nicht gewußt, jener sei Kaufmann . . . Niemand soll in seiner Herberge ein Weib bei sich haben; wer sich das jedoch untersteht, dem soll man seinen ganzen Harnisch

wegnehmen und ihn als ausgestoßen betrachten, dem Frauenzimmer aber wird die Nase abgeschnitten. Wenn ein Knecht über einem Diebstahl ertappt wird, so wird er, falls er schon einmal gestohlen, gehängt, andernfalls wird er nur geschoren, geprügelt und gebrandmarkt. Ist er nicht auf freier That betroffen worden, so hat er sich am nächsten Tage durch die Probe mit dem glühenden Eisen von der Beschuldigung zu reinigen . . . Wenn jemand ein Dorf oder ein Haus anzündet, so trifft ihn Abscheeren des Kopshaars, Prügel und Brandmarkung. Dieselbe Strafe wird dem Kaufmann angedroht, der in einer Stadt Waaren kauft, sie zum Heere bringt und sie dort zu theuer verkauft."

Weit strenger noch lauteten die Bestimmungen des Gesetzes, welches Richard Löwenherz 1190 vor der Einschiffung seines Kreuzheeres nach Syrien erließ. Es heißt darin u. a.: „Wer auf dem Schiffe einen Menschen tödtet, der wird mit der Leiche zusammengebunden ins Meer geworfen. Hat er ihn aber am Lande umgebracht, so wird er mit dem Todten in die Erde begraben. Wenn einer überführt wird, daß er das Messer gezogen, um nach einem andern zu stechen, oder daß er einen andern blutig gestochen hat, so soll er die Faust verlieren.“ Faustschläge wurden mit dreimaligen Eintauchen ins Meer, Schmähreden und Verwünschungen mit Geldstrafen geahndet. „Ein des Diebstahls überführter Knecht wird nach Art eines Zweikämpfers geschoren, dann gießt man ihm siedendes Pech auf den Kopf, beschüttet ihn mit Bettfedern und setzt ihn an der ersten Landungsstelle aus.“ Eine andere Verordnung des Königs aus dem genannten Jahre besagt: „Niemand im Heere soll um Gewinn spielen, ausgenommen die Ritter und Kleriker, welche aber die ganze Nacht und den ganzen Tag nur 20 Solidi verpielen dürfen.“ Wer in dieser Zeit mehr verliert, zahlt in die gemeinsame Kasse 100 Solidi.

Eigenthümliche Züge finden sich in dem Statut Heinrichs II. von England, das 1188 erlassen wurde. Nachdem hier den Theilnehmern am Kreuzzuge allerlei Vortheile gewährt worden sind, wird festgesetzt, daß niemand fluchen oder Würfel spielen soll. Ferner soll niemand „Buntwerk, Grauwerk, Robelpelz oder Scharlach“ tragen, Geistliche wie Laien sollen sich mit zwei Gerichten täglich begnügen, niemand darf ein Weib mitnehmen, „es wäre denn eine unverdächtige Wäscherin,“ endlich sind aufgeschnittene und ausgefranzte Kleider verboten.

Des Abends wurde, ehe das Heer zur Ruhe ging, wie es scheint, ein allgemeines Gebet abgehalten. So wenigstens im Lager des Kreuzfahrerheeres, das Richard Löwenherz führte. Das Itinerarium regis Ricardi berichtet: „Es war Brauch im Heere, daß in jeder Nacht, bevor man sich zum Schlafe niederlegte, ein bestimmter Mann inmitten des Lagers mit lauter Stimme den gewöhnlichen Ruf: „Hilf, heiliges Grab!“ erschallen ließ. In diesen Ruf stimmten

alle ein, wiederholten ihn, streckten mit reichlichen Thränen die Hände zum Himmel empor und erflehten Gottes Barmherzigkeit und Hilfe. Dann hob der Herold selbst wieder an, indem er wie vorher ausrief: „Hilf, heiliges Grab!“ und alle wiederholten es, und als er zum dritten Male rief, thaten sie es ihm abermals nach mit großer Herzenszerknirschung und unter Thränen. Wer würde dies in solcher Lage nicht thun, da doch schon der Bericht von dergleichen Dingen den Hörern Thränen entlocken kann? Durch diese Anrufung schien das Heer sich ungemein gestärkt zu fühlen.“

Nächtliche Ueberfälle zu unternehmen, galt zwar nicht für ritterlich. Da man aber doch nicht wissen konnte, ob der Gegner solche gentile Gesinnung hegte, so stellte man außerhalb des Lagers Vorposten auf, die Patrouillen auszuschieken hatten. Das ist die „Schilbwache,“ die, immer aus mehrern Hundert, oft aus tausend Mann, im Gedichte von Mai und Beafloz sogar aus tausend Rittern und zweihundert Schützen bestehend, das Eigenthum und Leben des schlafenden Heeres zu beschützen hatte. Obschon die Nachtwache besonders vergütet wurde, (Tancred erhielt vor Antiochia für Bewachung einer Brücke monatlich 40 Mark, d. h. nach unserm Gelde 1600 Reichsmark) bestimmte der Feldherr nicht selbst die Wachmannschaft, sondern überließ es den untern Führern, sich zu dieser verantwortlichen und nicht ungefährlichen Dienstleistung zu melden. Der erfahrene Krieger wählte sich dann seine Begleiter selbst aus. „Da sprach,“ so heißt es bei Alphart, „Hildebrant, der alte weise Degen: Wer will der Schilbwache hinte pflegen?“ Die Helden wählen den Trager selbst, der nun gewaffnet, das Roß an der Hand führend noch einige Gefährten sich freiwillig melden läßt und dann die Wache übernimmt. Es wird ausgemacht, daß man ihnen auf ein Hornsignal Hilfe senden soll. So reiten sie im Mondenschein auf Rundschaft aus und stoßen um Mitternacht auf den Feind. Besonders angenehm waren diese nächtlichen Expeditionen nach dem „Titurel“ nicht, und wenn sich die Posten auch nach demselben Gedichte die Zeit mit Musik vertrieben, so waren sie doch froh, wenn endlich ein Posaunensignal und das Morgenlied der Lagerwächter den Anbruch des Tages verkündigte. Ein „Herruoser,“ der Herold des Feldherrn, rief dann, wie wir im „Lohengrin“ lesen, aus, ob man diesen Tag noch rasten oder weitermarschiren sollte. Zuweilen war dies schon am Abend vorher bekannt gemacht worden, und dann bedurfte es für den Fall des Weiterrückens nur des Hornsignals des Fahnenträgers oder Befehlshabers der Fahnenwache, um alle rasch bereit zum Aufbruche zu sehen.

